

Von Hühnern, Hähnen und dem Schlaf der Gerechten

→ von Markus Waldvogel

Vor 35 Jahren zog ich in den Kanton Bern. Es fiel mir nicht leicht, meine Heimatstadt Schaffhausen zu verlassen. Denn dort verlebte ich meine Kindheit und Jugend. In der Altstadt. In einem bereits ziemlich ausgefransten Dorf in der Nähe von Biel fand ich schliesslich meine neue Bleibe. Im Dorfkern. Rundherum wuchsen Einfamilienhäuserghettos, und an der Hauptstrasse sah es bereits viel städtischer aus als in der Munotstadt. Doch es gab noch zwei Bauernhöfe, Gemüsegärten und Ställe mit Kühen und Schweinen und Hühnern. Für mich war klar: Endlich konnte ich meinen Traum vom Leben auf dem Lande verwirklichen. Und so kam es, dass ich bald einen Hühnerhof mit Hahn bewirtschaftete. Täglich lieferten die fünf, sechs Hühner ihre

Eier, allmorgendlich schrie der Gockel. Ich war zufrieden, hatte ich doch meine Arbeit in der Stadt und meinen Rückzugsort auf dem Dorfe. Meine Nachbarn, durchaus kritisch-grüne Stadtlüchtlinge wie ich, hatten angesichts ihres neuen Babys das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie mein Hahn. So ein Kleinkind muss morgens schlafen können. Und so kam es, wie es kommen musste. Das vorlaute Vieh zollte dem kleinen Schreihals Tribut und verschwand für immer aus unserem Leben. Ich selber zog bald auch von dannen. In einem entlegenen Dorf im Berner Jura baute ich einen prächtigen Hühnerstall und profitierte von den Bioeiern meiner Hennen, die vor Füchsen und Mardern

von einem neuen und eindrücklichen Hahn notdürftig geschützt wurden. Beim Nachdenken über meine Geschichte wurde mir klar: Der Lärm ist immer der Lärm der anderen. Mähdrescher während der Ernte, Motorradfahrer am Wochenende, Rockfestivals in Jurawäldern, Kirchenglocken (zu) früh am Sonntagmorgen, Kuhglocken überhaupt und das Kindergeschrei in der Dorfbeiz stehen für die Pflicht und Freude der einen und für das Ruhebedürfnis der anderen. Oder wie Tucholsky einmal schrieb: «Der eigene Hund bellt nur, er macht keinen Lärm».

*Wir brauchen mehr politischen Lärm,
um für die Stille einzustehen und weniger
privates Stillschweigen angesichts des
allgemeinen Lärms.*

Soweit so gut. Doch wie kann man das alles regeln? Ist «Des einen Freud, des andern Leid» einfach hinzunehmen? Gibt es «objektiv» beurteilt ein Recht auf Lärm, ein Recht auf Stille? «Objektiv» bedeutet heutzutage, dass die Gemeinschaft der Bürger Kriterien erstellt, was an Lärm zumutbar ist. Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat festgelegt, dass 55 Dezibel am Tag und 45 Dezibel des nachts nicht überschritten werden sollten. Aber in der Realität sieht es oft anders aus: Bewohner an einer lauten Schnellstrasse oder in der Nähe eines Flughafens müssen bei einem nahenden Lastwagen oder landenden Flugzeug bis zu 80 Dezibel Lärm ertragen. Denn die Lärmbegren-

zungen werden nur als Durchschnitt über den Tag verteilt errechnet. Der plötzlich einfahrende Lärm, der einen aufweckt und stört, ist eben kein durchschnittlicher. Anders gesagt: Wir müssen den plötzlich auftretenden Lärm hinnehmen. Er gehört zu einem kulturellen Standard. Das Leben in modernen Zeiten ist nun mal sehr oft lärmig.

Wenn Schopenhauer schreibt: «Ich hege wirklich längst die Meinung, dass die Quantität Lärm, die jeder unbeschwert vertragen kann, in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht!», verteidigt er ein Mass an Stille, das fürs Denken, Meditieren oder künstlerische Schaffen notwendig ist. Und Dostojewskij stösst ins gleiche Horn, wenn er moniert, dass «die Menschheit zu laut und zu industriell» werde und «zu wenig geistige Ruhe» habe. Wer sich gegen den Lärm wehrt, befindet sich also in Opposition zu einer Gesellschaft, deren Existenz geradezu vom Lärm abhängt. Moderne Ruhe ist demnach ein Luxus. Solange sich wohlbestallte «Städter auf dem Lande» in Ruhe wännen können, wird das Problem kaum grundsätzlich aufgegriffen. Das weiss jeder, der Grossstädte besucht: Auf dem Weg in die musealen und ruhigen Innenstädte fährt er durch «Lärmsiedlungen», die er selbst niemals bewohnen möchte. Paris, London oder New York sind für die meisten Bewohner keine Orte der Ruhe, und es sind keine «schönen» Städte, aller Reiseführer zum Trotz. Lärmisolationen mögen innerhalb des Wohnraumes helfen, der erste Schritt «nach draussen» bedeutet aber das böse Erwachen. (Also: Stöpsel rein und Lärm mit Lärm bekämpfen ...) Im Verhältnis dazu sind Kirchenglocken und schreiende Hähne harmlos. →

Tanzen in der Stille

Es ist still im Raum. So still, dass jede Bewegung hörbar wird, das Schleifen eines Fusses über das Holz, ein leises Knarzen, das Aneinanderreiben von Kleidung, Atmen.

Hier tanzen Menschen, manche allein, andere in Kontakt. Ohne Musik. Wie kann man ohne Musik tanzen? Diese Menschen hier scheinen zu horchen, zu lauschen. Worauf?

Die Pioniere der Contact Improvisation (und das obige Szenario beschreibt eine «Silent Contact Jam») fanden in der professionellen Tanzwelt der Sechzigerjahre Bedingungen vor, die es ihnen unmöglich machten, das, was sie als Tanz empfanden (oder wonach sie sich sehnten) zu praktizieren. Sie wollten tanzen – aber nicht unter diesen Bedingungen: starre Hierarchien, Geschlechterrollen, Form und Technik, die Trennung von Bühne und Publikum usw. – und machten sich an die Arbeit, den Tanz neu zu erfinden, so dass sie selbst darin vorkamen. Ein Akt der Selbstermächtigung und des «Begriffeerweiterns» in Joseph Beuys'

*Wenn wir ohne Musik
tanzen können, können
wir vielleicht auch
ohne Geld Bedürfnisse
befriedigen ... ohne
Parteien politisch agieren
... ohne Kirche glauben ...
ohne Eifersucht lieben ...*

Sinn. Dafür mussten sie zunächst entrümpeln: was bleibt, wenn wir das zum Standard Gewordene weglassen? Unweigerlich landeten sie bei der Improvisation, jenem Zustand, in dem sich der Tanz jeden Moment neu erfinden kann – auch aus der Stille heraus, der inneren Bewegung folgend, die jedem lebendigen Körper innewohnt.

Genau das sehe ich als unsere momentane gesellschaftliche (wie individuelle) Aufgabe an. Wir finden eine Welt vor, die das, was das Leben

ausmacht, so einschränkt, dass es kaum noch den Namen Leben verdient – wir funktionieren.

Was können wir heute lernen von der künstlerischen Avantgarde der Sechziger? Was ist übertragbar? Wie geht das Weglassen des scheinbar Unverzichtbaren? Wie fühlt sich das Orientierungslose an? Worauf werden wir zurückgeworfen? Auf uns selbst und unsere Wahrnehmung. Immer wieder neu.

Das kann nicht als Dogma gelten, sondern als Möglichkeit. Wir müssen nicht immer ohne Musik tanzen – aber es ist ermutigend erlebt zu haben, dass es geht. Wir brauchen Räume, in denen wir das üben können. In denen wir Selbstverständlichkeiten infrage stellen und damit spielen, scheinbar unabdingbare Voraussetzungen wegzulassen. Wenn wir ohne Musik tanzen können, können wir vielleicht auch ohne Geld Bedürfnisse befriedigen ... ohne Parteien politisch agieren ... ohne Lehrplan lernen ... ohne Plastik einkaufen ... ohne Kirche glauben ... ohne Eifersucht lieben ...

Heike Pourian

→ Wer sich in seinem engeren Umfeld gegen «Lärm» wehrt, muss sich konsequenterweise die Frage gefallen lassen, ob er die Lärmgesellschaft auch bekämpft, wenn sie ihn (noch) nicht stört. Oder anders gesagt: Der überschaubare, kleine Lärm ist nicht das philosophisch Entscheidende. Der grosse Lärm ist das Resultat der Produktionsverhältnisse, von denen wir alle leben. Unsere Flüge an ruhige Urlaubsdes-

tinationen, die zunehmende Mobilität überhaupt und auch die liebgewordenen Lebensnischen im Grünen sind Teil davon. Wir sind, laut Dürrenmatt, schlichte «Mitmacher». Mit oder ohne Gockel. Wer sich gegen den «industriellen Lärm» wehren will, kann nicht einfach fliehen. Adorno trifft den Nagel auf den Kopf in seinen «Minima Moralia»: Diesbezüglich gibt es kein richtiges Leben im falschen. Zudem

hat die Stille tatsächlich und grundsätzlich schlechte Karten in der Auseinandersetzung mit dem Lärm.

Wie wär's mit einer Prise bewegender Dialektik? Wir brauchen mehr politischen Lärm, um für die Stille einzustehen und weniger privates Stillschweigen angesichts des allgemeinen Lärms. Das zumindest lässt den Schlaf an stillen Orten etwas gerechter erscheinen. ●

Er sagt es unverblümt

«Die Frau will nicht das Abenteuer des Mannes sein. Sie will vom Mann in ein Abenteuer mitgenommen werden.»

Wer frei lebt, kann auch frei denken und schreiben. Der Bildhauer Erwin Jakob Schatzmann lebt im «Morgenland», einer Mischung aus Garten, Hüttendorf und Atelier am Rande von Winterthur. Seine 30-jährige Ernte an träfen Gedanken, passt in jeden Kopf, auch Ihren.

396 weitere Aphorismen, Anekdoten und Gedanken sind zu finden in: **«unverblümt – aphoristische Denkprosa»**, von Erwin Jakob Schatzmann. edition Zeitpunkt, 2015. 148 Seiten, mit 13 ganzseitigen farb. Abb. Geb. CHF 18.–/EUR 16.–.

